PETRA HÜLSMANN

Wenn's einfach wär, würd's jeder machen

Roman

BASTEI ENTERTAINMENT

Inhalt

Cover
Über dieses Buch
Über die Autorin
Titel
Impressum
Widmung
Ein missratener Geburtstag
Prinz William
Smells Like Teen Spirit
Keinen Bock
Grenzenloser Optimismus
Musical ist immer noch besser als Mathefüchse
Wenn’s einfach wär, würd’s jeder machen
Kurswechsel
Tristan ist ganz schön alt geworden!
Du bitte helfen?
Coole vs. Nerds
Tristesse und Eisbären
Drama oder Comedy?
Panne-Anne
Gefühlsverwirrungen
Drama, Baby!
Strategiespiele
Ganz schön heiß hier
Cruella de Vil
Schattenseiten
Souveränes Verhalten in jeder Lebenslage– Lektion 1
Der Wind dreht sich– und dreht sich
Küsst du mich jetzt endlich, oder was?
Verliebtsein grenzt an Geisteskrankheit
Teenagerverzweiflung

Manchmal kannste nix machen, außer weiter
Ellerbrook!
Himbeermuffins mit weißer Schokolade
Die Songs zum Buch
Danksagungen

Über dieses Buch

Damit hatte die beliebte Musiklehrerin Annika nicht gerechnet: Aus heiterem Himmel wird sie von ihrer Traumschule im Hamburger Elbvorort an eine Albtraumschule im absoluten Problembezirk versetzt. Nicht nur, dass die Schüler dort mehr an YouTube als an Hausaufgaben interessiert sind - die Musical-AG, die Annika gründet, stellt sich auch noch als völlig talentfrei heraus. Aber wenn‘s einfach wär, würd‘s schließlich jeder machen. Annika gibt nicht auf und wendet sich hilfesuchend an Tristan, ihre erste große Liebe und inzwischen Regisseur. Von nun an spielt sich das Theater jedoch mehr vor als auf der Bühne ab, und das Chaos geht erst richtig los.

Über die Autorin

Petra Hülsmann, Jahrgang 1976, wuchs in einer niedersächsischen Kleinstadt auf. Nach einem erfolgreich abgebrochenen Studium der Germanistik und Kulturwissenschaft arbeitete sie in Anwaltskanzleien und reiste sechs Monate mit dem Rucksack durch Südostasien, bevor sie mit ihren Romanen die Beststellerliste eroberte. Petra Hülsmann lebt mit ihrem Mann in Hamburg.

Petra Hülsmann

Wenn's einfach wär, würd's jeder machen

Roman

BASTEI ENTERTAINMENT

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30131 Hannover
Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln
Lektorat: Stefanie Kruschandl, Hamburg
Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde unter Verwendung von
Motiven von © iStockphoto: Daria Voskoboeva;
© shutterstock: OLENA KUZNIETSOVA
eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-5663-2

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für alle Nerds, Spinner, Streber,
Träumer und Außenseiter.
Für alle, die anders sind
und sich deswegen manchmal fehl am Platz fühlen.
Bleibt, wie ihr seid, die Welt braucht euch.

Ein missratener Geburtstag

»Hi, Frau Paulsen!«

Erschrocken fuhr ich zusammen. Fast wären mir der Plastikbehälter mit Schokoladenkuchen und das Buch heruntergefallen, in dem ich gerade las. Die Geschichte war so spannend, dass ich mich selbst auf den wenigen Metern von der S-Bahn bis zur Schule nicht davon trennen konnte. Ich drehte mich um und entdeckte Carla, eine meiner Schülerinnen aus der fünften Klasse, die mich fröhlich angrinste.

Ich erwiderte das Lächeln. »Hallo, Carla.«

Sie deutete auf den eingetupperten Schokokuchen, das Buch sowie meine Schultasche. »Soll ich Ihnen was abnehmen?«

Hach, sie war wirklich ein ganz besonders nettes Mädchen. »Das ist lieb, aber ich schaffe das schon.« Schließlich wollte ich vermeiden, dass sie von ihren Mitschülern dabei erwischt wurde, wie sie der Lehrerin die Tasche trug. »Und, was hast du in den Ferien Schönes vor? Fährst du mit deinen Eltern in den Urlaub?«, erkundigte ich mich, während wir nebeneinander in Richtung Schule gingen. Schon übermorgen hieß es für mich wieder: ›Tag der richtigen Berufswahl‹, denn dann würden die Sommerferien beginnen.

»Nee, die müssen arbeiten«, erwiderte Carla. »Aber ich darf ins Reitcamp, das wird auch cool.«

»Schön«, meinte ich. Carlas Eltern waren Ärzte und die meiste Zeit damit beschäftigt, Leben zu retten. Leider

vergaßen sie darüber immer wieder das Leben ihrer Tochter.

»Sind Sie auch geritten, als Sie noch jung waren?«, erkundigte Carla sich.

Autsch. Heute war mein siebenundzwanzigster Geburtstag, und eigentlich fühlte ich mich nicht besonders alt. Das hatte sich vor zwei Sekunden jedoch schlagartig geändert. »Nein, ich hatte es nie so mit Pferden. Die sind mir zu groß. Ich habe lieber Klavier gespielt.«

»Aber ein Klavier ist doch auch groß.«

Ich lachte. »Stimmt. Aber es wiehert nicht. Und falls doch, hat man ganz gewaltig danebengegriffen.«

Inzwischen waren wir auf dem Schulhof angekommen, und unsere Wege trennten sich. Carla winkte mir noch einmal zu und eilte dann in Richtung Hauptgebäude. Nach fünf Schritten hielt sie inne. »Warum haben Sie eigentlich Kuchen dabei? Ist der für uns?«

Bedauernd schüttelte ich den Kopf. »Nein, für die Kollegen. Ich habe heute Geburtstag.«

Carlas Augen weiteten sich. »Oh. Dann herzlichen Glückwunsch. Ist aber schon fies, dass nur die Lehrer Kuchen kriegen.«

»Ich weiß. Nach den Ferien bringe ich euch mal wieder welchen mit, okay?«

»Ja, das wär super. Bis später, Frau Paulsen.«

Ich ging über den Pausenhof auf die Schule zu. Das Werther-Gymnasium war ein altehrwürdiges, verschnörkeltes Gebäude, das unter hohen Eichen stand und mich an ein Schloss erinnerte. Es zählte zu den besten Schulen der Stadt, und ich konnte mein Glück noch immer kaum fassen, dass ich hier Musik und Geografie unterrichten durfte. Ich betrat das Gebäude, und sofort stieg mir der typische Geruch von Bohnerwachs und altem Holz in die Nase. Ein Geräuschgewirr aus Lachen, aufgeregtem Geplauder und Fußgetrappel umfing mich. Ich liebte diese kribbelige Atmosphäre kurz vor den Ferien. Auf

dem Weg zum Lehrerzimmer wurde ich von unzähligen Schülern gegrüßt. Noch etwas, das ich am Werther-Gymnasium mochte: Der Großteil der Schüler war freundlich und gut erzogen. Natürlich gab es auch ein paar weniger nette, aber ich wusste, dass man es als Lehrerin kaum einfacher haben konnte als hier. Und Einfachheit war etwas, das ich in meinem Leben sehr zu schätzen wusste.

»Hey, Annika, alles Gute zum Siebenundzwanzigsten«, begrüßte mich Maike, meine Lieblingskollegin. Sie fiel mir um den Hals und drückte mir einen Blumenstrauß in die Hand. »Hier, für dich.«

»Danke schön«, sagte ich gerührt, war nun allerdings mit dem Strauß, dem Kuchen und meiner Schultasche ziemlich überfordert. »Äh, warte, lass mich nur kurz …«

»Gib schon her, bevor noch ein Unglück passiert.« Sie nahm mir den Strauß wieder ab.

Ich stellte den Kuchen auf dem Tisch ab und steuerte gerade die Kaffeeküche an, um die Blumen in eine Vase zu stellen, als unser Schulleiter Herr Dr. Friedrich rief: »Liebe Kolleginnen und Kollegen, würden Sie mir kurz Ihre Aufmerksamkeit schenken? Ich möchte Sie darum bitten, sich vor dem Nachmittagsunterricht im Lehrerzimmer zu versammeln. Wir müssen reden!« Dann verschwand er in seinem Büro.

Das war ja eine Formulierung, die gemeinhin nichts Gutes verhieß, und die soeben noch fröhlichen Gespräche verwandelten sich augenblicklich in aufgeregte Spekulationen darüber, was er wohl wollte.

»Oh, oh«, raunte Maike mir zu, als ich die Blumen auf unserem Tisch abstellte. »Mir schwant Böses.«

»Was soll denn schon passieren?«, fragte ich und musste kichern. »Glaubst du, er will mit uns allen Schluss machen?«

»Nein, aber ich wittere etwas Unangenehmes, das nach Arbeit riecht.«

»Ach, Quatsch«, winkte ich ab. »Wahrscheinlich geht es nur mal wieder um die Parkplatzsituation. So, ich muss dringend los. Bis später.« Ich griff nach meiner Schultasche und hetzte zur 8d, wo eine Doppelstunde Musik anstand. In den Pausen war ich mit der Aufsicht dran und schaffte es nicht mehr ins Lehrerzimmer. Daher war die Ankündigung von Herrn Friedrich schon völlig aus meinem Gehirn verschwunden, als ich mich nach Unterrichtsschluss zu meinen Kollegen gesellte.

Maike saß bereits an ihrem Platz, und auch Volker Dannemann, der so wie ich Geografie und Musik unterrichtete, hatte es sich auf seinem Stuhl bequem gemacht. »Hey, Annika, alles Gute zum Geburtstag«, sagte er und deutete auf den Kuchen, der noch immer auf dem Tisch stand. »Ist der für uns? Der lacht mich den ganzen Tag schon so an.«

»Klar ist der für euch.« Ich wollte gerade den Kuchen anschneiden, als Herr Friedrich ins Lehrerzimmer kam. Er klopfte mit den Knöcheln auf die Tischplatte und rief: »Wie heute Morgen schon angedeutet, habe ich etwas Wichtiges zu verkünden.«

»Verdammte Axt, jetzt muss ich noch länger auf den Kuchen warten«, murrte Volker leise.

Herr Friedrich rückte seine tadellos sitzende Krawatte zurecht. »Ich will gar nicht lang drum herumschnacken. Über den akuten Lehrermangel in Hamburg müssen wir nicht diskutieren, die Situation ist hinlänglich bekannt. Wie Sie wissen, werden deshalb Gymnasiallehrer zeitweilig an andere Schulen abgeordnet. Bislang waren wir am Werther-Gymnasium von diesen Abordnungen nicht betroffen, aber es ist nun mal so, dass wir statistisch gesehen überdurchschnittlich gut besetzt sind. Angesichts dieser Tatsache kommen wir den Kolleginnen und Kollegen an anderen Schulen selbstverständlich gern zu Hilfe.«

»Das halte ich aber für ein Gerücht«, wisperte ich, woraufhin Maike und Volker zustimmend nickten.

Herr Friedrich räusperte sich. »Uns hat ein Hilferuf der Astrid-Lindgren-Schule in Ellerbrook erreicht.«

Ein Raunen ging durchs Kollegium.

»Gott steh uns bei, die ALS«, stieß Maike aus.

Die Astrid-Lindgren-Schule war eine in Lehrerkreisen berüchtigte und weithin gefürchtete Stadtteilschule in einem der größten Problembezirke Hamburgs. Es wurde über Gewalt gemunkelt, über Drogen und Kriminalität. Wenn irgendwo eine Fernsehdokumentation über die schlimmsten Schulen Deutschlands gezeigt wurde, konnte man sicher sein, dass die ALS erwähnt wurde. Und wenn es etwas gab, das man als Lehrer keinesfalls wollte, dann war es, an dieser Schule unterrichten zu müssen. Aber warum sollte das ausgerechnet mir oder einem meiner Lieblingskollegen passieren?

»Die Astrid-Lindgren-Schule ist ohnehin schon stark unterbesetzt, und nun sind auch noch zwei Kollegen auf unbestimmte Zeit krank geworden«, erklärte Herr Friedrich.

Maike lehnte sich zu Volker und mir rüber. »Im UKE haben die ja angeblich in der Psychiatrie einen ganzen Flur für die Lehrer der ALS reserviert.«

»Meine Güte, jetzt beruhig dich mal.« Ich sah Maike aufmunternd an. »Es geht sowieso wieder nur um Englisch und Mathe. Wir sind auf der sicheren Seite, also keine Panik.«

Herr Friedrich fuhr gnadenlos fort: »Die Kollegen benötigen dringend Unterstützung in den Fächern Musik und Geografie.«

Huch! Das Herz rutschte mir in die Hose, und ich verstärkte unwillkürlich den Griff um meine Stuhllehnen. Auch die anderen betroffenen Kolleginnen und Kollegen verspannten sich, allen voran Volker neben mir. Die Glückspilze, die weder Musik noch Geografie unterrichteten, atmeten hingegen erleichtert auf.

»Gibt es Freiwillige?«, fragte Herr Friedrich.

Vereinzelt ertönte ein ungläubiges Lachen, doch ansonsten machte niemand einen Mucks. Volker duckte sich unter den Tisch und fing an, in seiner Schultasche zu wühlen. Andreas Berthold musterte intensiv seine Fingernägel, und Wiebke Mattischek ließ ihren Blick durch den Raum schweifen, als würde es gar nicht um sie, sondern um jemand völlig anderen gehen. Ich sackte tiefer in meinen Stuhl.

Herr Friedrich seufzte. »Ich weiß ja, dass die Astrid-Lindgren-Schule nicht den besten Ruf genießt, aber es ist doch nur für ein, zwei Jahre. Maximal drei.«

Für drei Jahre?! Um Himmels willen! Weiterhin wurden eifrig Fingernägel angestarrt oder Rekorde im Möglichst-unauffällig-Verhalten aufgestellt.

»Ich muss doch sehr an Ihre Solidarität appellieren, liebe Kolleginnen und Kollegen«, sagte Herr Friedrich streng.

Keine Reaktion. So solidarisch, freiwillig an die ALS zu gehen, war niemand.

»Na schön. Da sich kein Freiwilliger gemeldet hat, bleibt mir nichts anderes übrig, als jemanden zu bestimmen. Ich habe dieses Szenario bereits durchdacht und mit dem Personalrat besprochen. Er hat meiner Entscheidung zugestimmt.«

Dann stand es also schon längst fest? Ich knetete meine Hände, während ich innerlich Hieronymus, den Schutzpatron der Lehrer, anflehte, diesen Kelch an mir vorbeigehen zu lassen. Doch dann rief ich mich zur Ordnung. Nur keine Panik. Warum sollte es ausgerechnet mich treffen? Okay, ich war die Jüngste unter den zur Auswahl Stehenden, aber andererseits war ich doch ganz beliebt. Und zwar sowohl bei den Schülern als auch im Kollegium. Also, wen würde es wohl treffen? Andreas Berthold, entschied ich. Er kam bei den Schülern nämlich nicht besonders gut an, unter anderem deshalb, weil er extrem gerne Mettbrötchen mit Zwiebeln aß. Wer mochte

schon Menschen mit permanentem Zwiebelmundgeruch? Außerdem hatte er es mit stummen Landkarten – also Karten, bei denen die Beschriftung fehlte. Zu Beginn jeder Stunde suchte sich Andreas ein Opfer heraus, das er vor der ganzen Klasse demütigte, indem er es dazu aufforderte, auf die Loire, Ulan Bator oder das Atlas-Gebirge zu zeigen. Offen gestanden liebte ich diese stummen Karten auch, aber ich ließ lieber unangekündigte Tests schreiben. Falls sich jemand blamierte, geschah das dann wenigstens nicht öffentlich.

»Frau Paulsen«, hörte ich Herrn Friedrichs Stimme.

»Ja?«, fragte ich, noch immer in meine Überlegungen vertieft.

Maike zog scharf die Luft ein und griff nach meinem Arm, und ich spürte die mitleidigen Blicke aller auf mir.

»Nun, Frau Paulsen, ich denke, dass Sie genau die Richtige sind, um das Team an der Astrid-Lindgren-Schule zu unterstützen.«

Mein Atem stockte, und in meinem Kopf begann es zu rauschen. Eine eiskalte Faust klammerte sich um mein Herz. »Was, *ich*? Aber … nein! Ich bin ganz sicher nicht die Richtige für diesen Job. Und außerdem habe ich heute Geburtstag«, fügte ich schwachsinnigerweise hinzu.

»Na dann, alles Gute.« Herr Friedrich lächelte mich an, doch ich meinte, eine Spur von schlechtem Gewissen in seiner Miene zu erkennen. »Und nur keine falsche Bescheidenheit. Sie sind eine ausgezeichnete Lehrerin, fachlich sehr kompetent, und Sie haben ein exzellentes Händchen im Umgang mit Kindern.«

Meine Kollegen – allen voran die Herrschaften aus dem Personalrat und die Glücklichen, die aus dem Schneider waren – nickten zustimmend und klopften mit den Fingerknöcheln auf die Tische. Diese Heuchler!

»Ich hab ja keine volle Stelle, sonst hätt ich’s echt gern gemacht«, behauptete Wiebke, während in ihren Augen Erleichterung und Schadenfreude miteinander tanzten.

»Ja, und bist du nicht vor Kurzem erst in den Osten der Stadt gezogen?«, fragte Zwiebelmett-Andreas scheinheilig. »Dann ist dein Weg zur Arbeit doch zukünftig viel kürzer.«

Ich hatte nicht übel Lust, ihm eine stumme Hamburg-Karte ums Gesicht zu wickeln und mit einem Dartpfeil auf den Osten der Stadt zu zielen. Allerdings war Andreas jetzt nicht mein größtes Problem, also wandte ich mich wieder an meinen Schulleiter. »Aber ich verstehe wirklich nicht, wieso ausgerechnet ich das machen soll.«

»Na, weil Sie jung sind, Frau Paulsen, und motiviert. Sie sind doch kein Mensch, der Herausforderungen scheut.«

»Da täuschen Sie sich ganz gewaltig«, protestierte ich. »Ich brauche keine Herausforderungen, echt nicht. Und ich bin auch überhaupt nicht so moti … Äh, ich meine, ich bin so gern an dieser Schule, und ich …« Fieberhaft suchte ich nach Gründen, die mich unverzichtbar machten, doch mir fiel keiner ein. ›Ich rieche nicht nach Zwiebelmett‹ oder ›Die Schüler mögen mich‹ würde Herrn Friedrich wohl kaum überzeugen. »… will echt nicht an die ALS«, sagte ich schließlich mit schwacher Stimme, doch ich wusste, dass ich keine Chance hatte. Ich war nun mal die Jüngste. Die Letzte, die gekommen war. Das schwächste Glied in der Kette.

»Wir haben Sie ja auch sehr gern bei uns. Aber unterm Strich bin ich der Meinung, dass Ihnen diese Herausforderung guttun und Sie sowohl beruflich als auch menschlich unheimlich weiterbringen wird. Also, nur Mut, Frau Paulsen.«

Noch immer hoffte ich, dass gleich mein Wecker klingeln und mich aus diesem Albtraum befreien würde. Doch nichts tat sich. »Und wann?«

Herr Friedrich rückte erneut seine noch immer 1A sitzende Krawatte zurecht. »Nach den Sommerferien können Sie an Ihrer neuen Schule durchstarten.«

»Was?!«, rief ich entsetzt.

»Das ist auf den ersten Blick vielleicht alles etwas kurzfristig, aber die ALS braucht Sie wirklich ganz dringend.«

Was für eine schreiende Ungerechtigkeit, dass es ausgerechnet mich erwischt hatte. Da musste dieser blöde Hieronymus doch wohl gepennt haben! »Na schön.« Ich stand auf und deutete mit ausgestrecktem Finger auf den Kuchen. »Aber *den* gibt es dann nicht!« Mir war klar, dass das albern war. Aber es war alles, was ich hatte. Die einzige Form von Protest, die ich äußern konnte.

Herr Friedrich erhob sich ebenfalls. »Das ist sehr schade, aber durchaus nachvollziehbar. Bitte kommen Sie doch morgen noch mal in mein Büro, damit wir die Formalitäten erledigen können.« Damit verließ er das Lehrerzimmer.

Wie versteinert ließ ich es über mich ergehen, dass Maike, Volker und sämtliche anderen Kollegen sich um mich versammelten, mir ihr Beileid bekundeten oder aufmunternde Worte von sich gaben. Irgendwann konnte ich es nicht mehr ertragen. Ich packte meine Sachen zusammen und verließ die Schule. Nur noch ein Tag. Ein Tag in der Idylle des Werther-Gymnasiums, bevor ich jahrelang in die Abgründe der Menschheit blicken musste. Was für ein Geburtstagsgeschenk!

Die Fahrt mit der S-Bahn nahm ich wie durch einen Nebelschleier wahr. Ich war so in meine finsteren Zukunftsaussichten vertieft, dass ich beinahe meine Haltestelle verpasst hätte. Gerade noch rechtzeitig kam ich wieder zu mir, hetzte zum Ausgang und sprang in letzter Sekunde auf den Bahnsteig, bevor die sich schließenden Türen mich einklemmen konnten. Ich fuhr die Rolltreppe hoch und ging die Wandsbeker Chaussee entlang. Niemand konnte behaupten, dass Eilbek, der Stadtteil, in den meine beste Freundin Nele und ich vor drei Monaten gezogen waren, vor Schönheit nur so strotzte. Touristen kamen nie

hierher, denn Sehenswürdigkeiten, hippe Kneipen und Restaurants suchte man vergebens. Aber es störte mich nicht im Geringsten, dass es hier keine Szene gab. Alles, was wir brauchten, lag in fußläufiger Entfernung von unserer Wohnung. Wir hatten eine Stammkneipe und zwei Stammrestaurants, einen Kiosk, zwei Supermärkte und eine Tchibo-Filiale, in der ich die Non-Food-Artikel kaufen konnte, die ich heiß und innig liebte. Wir wohnten nur zwei Minuten vom Park und dem Eilbekkanal entfernt, an dem entlang man bis zur Alster spazieren konnte. Also, was wollte man mehr? Doch als ich heute in unsere ruhige Straße einbog und schließlich vor unserem vierstöckigen Rotklinker-Mietshaus stand, kam mir der Gedanke, dass mir mein Umzug in den Hamburger Osten zum Verhängnis geworden war. Ja, okay, die Straße war gesäumt von alten, hohen Linden, und es gefiel mir, dass dieses Viertel so bodenständig war. Ich wohnte gern hier. Doch Zwiebelmett-Andreas zufolge war nicht zuletzt dieser Stadtteil schuld daran, dass ich an die Astrid-Lindgren-Schule verdonnert worden war.

Kaum hatte ich aufgeschlossen und den großzügig geschnittenen Flur betreten, kam Nele aus der Küche geschossen. »Happy Birthday to you, happy Birthday to youuuu«, sang sie laut und ziemlich schief, doch ihr Strahlen und die Erdbeer-Geburtstagstorte mit Wunderkerzen drauf, die sie in der Hand hielt, machten den Gesang wieder wett. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, endete sie ihr Ständchen und fiel mir um den Hals, wobei sie sich schwer anstrengen musste, dass der Torte nichts passierte.

Aus der Küche kamen zwei weitere Gestalten, der eine groß und breitschultrig, der andere klein und stämmig. Sebastian und Kai, unsere Nachbarn, die wir irgendwie mitgemietet hatten, auch wenn sie nicht im Mietvertrag standen. Vor unserem Einzug hatten sie uns beim Malern und Holzdielenabschleifen geholfen. Während des Einzugs

waren sie beim Möbelschleppen und -aufbauen behilflich gewesen (beziehungsweise, eigentlich hatten sie mehr oder weniger alles allein gemacht), und seitdem waren sie immer zur Stelle, wenn es was zu reparieren gab. Im Laufe der Zeit kamen Nele und ich dann dahinter, dass sie im Gegenzug sehr gerne zur Abendbrotzeit bei uns auftauchten, um sich bei uns durchzufressen. Anfangs hatte das Nele und mich ziemlich irritiert, doch inzwischen waren wir alle zu der stillschweigenden Übereinkunft gekommen, dass das eben die Grundlage unserer Beziehung war: Sie spielten für uns den Mann im Haus, dafür plünderten sie regelmäßig unseren Kühlschrank. Inzwischen hingen Sebastian und Kai eigentlich immer bei uns rum. Sie waren in unserem Alter, Sebastian arbeitete als Maler, Kai als Elektriker, und darüber hinaus konnten beide ziemlich gut Getränkekisten die Treppe hochschleppen und den Müll runterbringen. Also ziemlich praktische Nachbarn. Nur dass wir ihnen vor zwei Monaten unseren Wohnungsschlüssel gegeben hatten, um während Neles und meiner Abwesenheit den Schornsteinfeger hereinzulassen, hatte sich als Fehler erwiesen. Seitdem hatten wir den Schlüssel nämlich nie wiedergesehen, und es war des Öfteren vorgekommen, dass einer von ihnen oder gleich beide völlig unangekündigt in unserer Bude standen. Was peinlich sein konnte, wenn Nele gerade mit Haarkur und Schlamm-Gesichtsmaske in Snoopy-Unterwäsche aus dem Bad kam oder ich beim Kochen den *Erlkönig* vor mich hin trällerte und mit dramatischen Gesten untermalte. Nachdem Nele und ich allerdings mit den Jungs ein ernstes Gespräch über Grenzen geführt hatten, klingelten sie immer, statt einfach so reinzuplatzen.

»Alles Gute zum Geburtstag«, sagte Sebastian, der Große, Breitschultrige, und grinste mich an. Sebastian und ich hatten eigentlich absolut nichts gemeinsam – außer vielleicht unseren Sinn für Humor. Er spielte Fußball, guckte jede Sportsendung im Fernsehen an, die es zu

sehen gab, und machte sich liebend gern über mich lustig. Mit seiner überaus direkten Art gelang es ihm andauernd, mich aus dem Konzept zu bringen. Außerdem hatte er ein Tattoo auf dem rechten Oberarm, und tätowierte Typen waren mir irgendwie suspekt. Wir kannten uns seit drei Monaten, aber ich wusste immer noch nicht so genau, ob wir uns nun verstanden oder nicht.

»Von mir auch alles Gute, Anni«, sagte Kai und fuhr sich mit der Hand verlegen über die Fünf-Millimeter-Borsten auf dem Kopf. Kai redete nicht besonders viel, weswegen Nele und ich anfangs geglaubt hatten, er wäre ein großartiger Zuhörer. Doch im Laufe der Zeit hatten wir gemerkt, dass er gedanklich meist einfach nur in völlig anderen Sphären schwebte. Er liebte World of Warcraft und Fantasy-Live-Rollenspiele, die er immer LARP nannte. Außerdem schrieb er an einer Herr-der-Ringe-Fanfiction, die er mir vor einer Weile mal zum Korrekturlesen gegeben hatte. Ich fand seine Story über Odorf, Frodos bösartigen Zwilling als Herrscher von Mordor, ziemlich spannend und las seitdem regelmäßig die neuen Kapitel.

Nele deutete auf die Erdbeertorte, auf der die Wunderkerzen inzwischen verglüht waren, sodass sich im Flur der Duft von Silvester breitgemacht hatte. »Lasst uns bitte endlich diesen Kuchen essen. Der wird allmählich ganz schön schwer.«

Kai, Sebastian und ich folgten ihr in unsere winzige Küche, in die außer einer Kochzeile, dem Kühlschrank, einem Regal und einem Tisch mit zwei Stühlen eigentlich nichts hineinpasste. Doch aufgrund von Kais und Sebastians Quasi-Einzug hatten wir zwei weitere Stühle an den viel zu kleinen Tisch gequetscht. Nele hatte die Küche liebevoll mit Luftschlangen und Kerzen geschmückt. Eine »Happy-Birthday«-Girlande spannte sich quer durch den Raum, und mein Platz am Tisch war mit einem Strauß bunter Gerbera und Weingummikirschen dekoriert. »Das ist ja süß«, sagte ich. »Vielen Dank.«

Nele stellte die Erdbeertorte auf dem Tisch ab und holte eine Flasche Sekt aus dem Kühlschrank. »Gern geschehen. Ich finde, wir sollten unsere Zeit gar nicht erst mit Kaffee verschwenden, sondern gleich zum Wesentlichen kommen. Was meint ihr?«

»Unbedingt.« Ich stellte meinen unangetasteten Schokokuchen auf der Arbeitsfläche ab. Dann ließ ich mich kraftlos auf einen Stuhl plumpsen.

»Hier.« Nele hielt mir strahlend ein furchtbar kitschiges, mit Strasssteinchen besetztes Prinzessinnen-Diadem hin. »Ich habe dir ein Geburtstags-Krönchen besorgt.«

Zweifelnd starrte ich es an. Ein Krönchen passte so gar nicht zum heutigen Tag.

»Jetzt setz es schon auf.«

Sie wollte mir ganz offensichtlich eine Freude machen, also nahm ich ihr seufzend das Diadem aus der Hand und platzierte es auf meinem Kopf. »Das ist lieb, Nele. Danke.«

»Wie eine richtige Prinzessin«, sagte sie verzückt, woraufhin Sebastian laut hustete. »Und da du das Geburtstags-Krönchen aufhast, hast du Narrenfreiheit. Wir werden dir jeden Wunsch von den Lippen ablesen und alles machen, worauf du Lust hast.«

»Könntest du das ›wir‹ bitte genauer definieren?«, fragte Sebastian. »Ich werde das nämlich ganz bestimmt nicht tun.«

»Hach, du bist so ein Charmeur, Sebastian«, sagte ich und griff nach der Flasche, um sie zu öffnen. »Wer möchte?« Ohne die Antworten abzuwarten, schenkte ich den Sekt aus.

Nele klatschte mir und den Jungs je ein dickes Stück Torte auf den Teller und beobachtete uns gespannt beim Probieren. »Ich hoffe, er schmeckt.«

Kai verzog das Gesicht, und Sebastian schüttelte sich. Auch ich musste mich schwer zusammenreißen, um keine Regung zu zeigen. Der Boden war ziemlich matschig und

nicht wirklich gar. Nele hatte offensichtlich das Backpulver vergessen, aber das größte Problem war ein anderes.

»Der ist ganz pur, ohne Chemie, und vor allem ohne Zucker«, erklärte sie prompt. »Es ist ja der reine Wahnsinn, wie viel Zucker wir uns tagtäglich reinstopfen. Wir haben doch alle schon längst den natürlichen Eigengeschmack der Zutaten vergessen. Es wird Zeit, dass wir das wieder schätzen lernen.«

Ich schluckte schwer und nickte zustimmend. Dies war immerhin mein Geburtstagskuchen, den Nele extra für mich gebacken hatte. »Schmeckt lecker.«

Sebastian schob seinen Teller von sich weg. »Da ist kein Zucker dran. Und so schmeckt er auch.«

»Jetzt hör schon auf«, sagte ich, als ich Neles enttäuschtes Gesicht bemerkte. »Ich finde den Kuchen gut.«

Er sah mich durchdringend an. »Du lügst.«

»Ist er echt so schlimm?«, fragte Nele.

»Ja«, sagte Sebastian.

»Ein bisschen … sauer vielleicht«, sagte Kai.

»Nein, Quatsch, *so* schlimm ist er nicht«, sagte ich.

Nele nahm ihre Gabel und schob sich etwas von dem Kuchen in den Mund. Es dauerte etwa drei Sekunden, bis auch sie angewidert das Gesicht verzog. »Ach du Schande. Der ist ja grauenhaft.«

»Er ist mit Liebe gebacken, das ist die Hauptsache«, meinte ich.

»Hm«, murrte Nele. »So was Blödes. Das kommt nur von dieser dämlichen 40-Tage-ohne-Zucker-Challenge, die momentan so angesagt ist.« Nele arbeitete in einer Werbeagentur und wusste immer ganz genau, was momentan angesagt war. Ihre große Leidenschaft waren Trends, und sie hatte ein ziemlich gutes Gespür dafür, Stimmungen und Tendenzen wahrzunehmen. Oftmals spürte sie diese Stimmungen sogar, bevor sie den Leuten selbst bewusst geworden waren, und aus genau diesem

Grund war sie in ihrem Job unschlagbar. Nele ließ klirrend die Gabel auf ihren Teller fallen und nahm stattdessen einen großen Schluck Sekt. »Tut mir leid, dass dein Geburtstagskuchen so missraten ist. Sag mal, von deinem Schokokuchen ist nicht zufällig was übrig geblieben?«

Kai richtete sich auf und blickte hoffnungsvoll in Richtung Arbeitsfläche.

»Doch«, sagte ich. »Gib mal her, Sebastian.«

Sebastian, der zwischen Arbeitsfläche und Tisch eingequetscht saß, drehte sich um, griff nach dem Plastikbehälter und stellte ihn vor uns hin.

Ich nahm den Deckel ab, und der unangetastete Schokokuchen mit extra viel Schoko kam zum Vorschein. »Bitte schön.«

In Kais Augen trat ein gieriger Glanz. »Der ist garantiert nicht ohne Zucker«, flüsterte er, als er den mit Zartbitterkuvertüre umhüllten und einer cremigen Ganache gefüllten Kuchen musterte.

Auch Sebastian starrte die Torte wie hypnotisiert an. »Wenn du mir davon etwas abgibst, mach ich tatsächlich alles, was du willst.«

Ich nahm das große Messer, teilte den Kuchen auf und gab jedem ein Stück auf den Teller.

Nele schob sich eine Gabel voll in den Mund und schloss kurz darauf die Augen. »Mmmh. Oh mein Gott, Anni, du backst so gut. Ich schwöre dir, eines Tages werden wir definitiv unser Café eröffnen.«

Das war eine unserer Lieblingsfantasien. In regelmäßigen Abständen malten Nele und ich uns aus, wie wir beide irgendwann vor dem Scherbenhaufen unseres Lebens stehen, von einer bislang unbekannten Tante ein Haus erben und darin ein Café eröffnen würden.

»Das würde ich lieber heute als morgen tun, das kannst du mir glauben. Ich habe vorhin nämlich eine absolute Hiobsbotschaft bekommen: Ich bin abgeordnet worden.

Und zwar an eine *Stadtteilschule*«, sagte ich mit Todesverachtung.

Nele ließ die Kuchengabel sinken, die sie gerade zum Mund führen wollte, Kai futterte unbeeindruckt weiter, und Sebastian schien auf die Pointe zu warten, denn er sah mich erwartungsvoll an. »Und?«, fragte er schließlich.

»Was, und? Ich muss an die schlimmste Brennpunktschule Hamburgs!«

»Aber wieso ausgerechnet du? Die können dich doch nicht dazu zwingen!«, rief Nele.

»Was bleibt ihnen denn anderes übrig, wenn niemand freiwillig dort hinwill?«, wandte Sebastian ein.

»Tja, ich fürchte, sie können mich sehr wohl dazu zwingen.« Während ich Nele ausführlich die Lage erklärte, regte ich mich mehr und mehr über die monströse Ungerechtigkeit auf, die mir widerfahren war. »Nur, weil ich jung bin, denkt dieser Idiot von Friedrich automatisch, ich wäre motiviert, oder was? Und dann dieser Zwiebelmett-Berthold oder diese blöde Wiebke. Wie die sich da rausgewunden haben, das war echt unerträglich. Aber den Kuchen«, rief ich und zeigte mit ausgestrecktem Finger auf die Tischmitte, »den hab ich wieder mitgenommen! Davon haben die nichts bekommen. *Die* nicht!«

»Krass. Denen hast du es aber gezeigt«, bemerkte Sebastian.

»Ich finde, das hast du absolut richtig gemacht«, meinte Kai und schob sich genüsslich noch ein Stück Kuchen rein.

»Genau«, stimmte ich ihm zu. »Im Grunde genommen ist das doch ein klarer Fall von Diskriminierung. Nur, weil ich im Hamburger Osten wohne, werde ich zwangsversetzt.«

»Dein Ernst?«, fragte Sebastian. »Du fühlst dich diskriminiert, weil du in Eilbek wohnst?«

»Ja!« Kaum hatte ich es ausgesprochen, wurde mir klar, dass das vielleicht ein klein bisschen übertrieben war. »Na

ja, und weil ich eine der Jüngsten im Kollegium bin. Das ist doch ungerecht.«

Sebastian sah mich übertrieben mitleidig an. »Schon heftig, wie übel das Leben dir mitspielt, du armes Akademikertöchterlein.«

»Was weißt du schon über mein Leben? Nicht besonders viel, oder? Also halte dich mit Urteilen über mich lieber zurück.«

»Wo genau ist deine neue Schule überhaupt?«, wollte Nele wissen.

»In Ellerbrook. Es ist übrigens die Astrid-Lindgren-Schule.«

Sebastian brach in lautes Gelächter aus. »Die ALS? Das ist meine alte Schule! Nicht zu fassen, dass du Lehrerin an meiner alten Schule wirst.«

»Du kommst aus Ellerbrook?«, fragte ich entgeistert.

Sebastian schlug sich mit der Faust zweimal an den Brustkorb, dort wo sich das Herz befand (beziehungsweise bei ihm wohl eher ein rabenschwarzes, verklumptes Etwas). »Mein Gheddo. Geboren und aufgewachsen. Tja, sieht so aus, als wüsstest du auch nicht viel über mein Leben, was?«

»Ich habe nie etwas anderes behauptet«, sagte ich und deutete auf seinen Oberarm, auf dem sich das Adler-Tribal befand. »Dann ist das da ein Gang-Tattoo, nehme ich an? Oder ein Knast-Tattoo?«, fragte ich gespielt unschuldig.

Das Lachen verschwand aus Sebastians Gesicht. »Das willst du nicht wissen.«

»Doch, will ich. Jetzt erst recht.«

»Nein, willst du nicht.«

»Natürlich, sonst hätte ich doch nicht gefragt. Sag schon, warst du mal im Knast?«

Sebastian verdrehte genervt die Augen. »Es ist weder ein Gang- noch ein Knast-Tattoo. Es gab vielleicht mal eine Zeit in meinem Leben, in der ich ein Idiot war, aber so ein großer Idiot dann auch wieder nicht.«

Ich konnte meine Neugier kaum zügeln, doch Sebastian war deutlich anzusehen, dass er nicht vorhatte, weitere Auskünfte zu erteilen. Also verkniff ich es mir fürs Erste, weiter nachzubohren. Irgendwann würde ich schon noch mehr aus ihm herausbekommen.

Als Kai und Sebastian später gegangen waren, öffnete ich noch eine Flasche Sekt und ging mit Nele in mein Zimmer, wo wir es uns auf dem Fußboden bequem machten und ich mein Handy an die Anlage anklemmte. Das letzte Stück, das ich gehört hatte, erklang in voller Lautstärke: Beethovens *Mondscheinsonate*.

»Dieses Geklimper will ich aber nicht hören«, meckerte Nele. »Wenn du das spielst, ist es ja okay, aber von anderen nicht.«

»Ist ja gut, ich will es doch auch nicht hören«, beruhigte ich sie. »Zumindest jetzt nicht.«

Nele sah mich nachdenklich an. »Da fällt mir auf … Seit wir beide zusammen wohnen, hast du noch gar nicht Klavier gespielt.«

»Stimmt.« Ich suchte meine Gute-Laune-Playlist heraus, die auch Nele liebte. Kurz darauf erklang *Bad Ideas* von Alle Farben aus den Boxen.

»Warum nicht?«

»Ach … eigentlich spiele ich seit dem Abschluss meines Studiums nur noch in der Schule. Nach fast zwanzig Jahren Klavierausbildung ist es irgendwann auch mal gut.« Jetzt hörte ich nur noch anderen beim Spielen zu. Denen, die es wirklich konnten.

Bevor Nele weiter auf diesem Thema herumreiten konnte, hielt ich ihr ein gefülltes Sektglas hin. »Prost.« Damit ließ sie sich zum Glück leicht ablenken. Zunächst quatschten wir vor allem, und die Musik lief eher im Hintergrund, doch irgendwann kamen unsere absoluten Lieblingsstücke, und wir wurden immer ausgelassener. Bei *Hey, Soul Sister* von Train fingen wir an, mitzusingen, und

spätestens als Paolo Nutini sich *New Shoes* anzog, und alles wieder gut für ihn war, tanzten wir wild herum.

Um halb drei klopfte Sebastian, dessen Zimmer direkt neben meinem lag, gegen die Wand. »Ach herrje«, stieß Nele aus. »Hat er nicht gesagt, dass er morgen um sechs Uhr losmuss?«

Ich nickte. »Ja, das hat er gesagt.«

»Vielleicht sollten wir dann besser Feierabend machen. Ich bin eh ganz schön müde.«

»Ja, ist wohl besser.« Ich stellte die Musik ab, dann sagten Nele und ich uns gute Nacht.

Als ich im Bett lag, starrte ich an die Decke, auf die das Mondlicht bizarre Schatten malte. Auf einmal war ich wieder stocknüchtern, und die Tatsache, die ich so eifrig zu verdrängen versucht hatte, kam zurück in mein Bewusstsein: Morgen war mein letzter Tag am Werther-Gymnasium. Das alles war so plötzlich über mich hereingebrochen, dass ich es immer noch nicht wirklich begreifen konnte.

Prinz William

Sebastians Rache war fürchterlich. Sie kam um fünf Uhr morgens in Form von Nirvanas *Smells Like Teen Spirit.* Er stellte die Anlage auf volle Lautstärke, grölte mit und fuhrwerkte nebenbei noch mit dem Staubsauger herum.

»Nein«, wimmerte ich und vergrub mich tief unter der Bettdecke. Doch auch dort war ich nicht sicher vor Sebastians furchtbarem Gesang, den hämmernden Drums, schrillen E-Gitarren und dem penetranten Jaulen des Staubsaugers. »Dieser blöde Idiot«, fluchte ich, setzte mich im Bett auf und wollte schon mit der Faust gegen die Wand klopfen und »Ruhe!« brüllen. Doch dann wurde mir klar, dass ich Sebastian vermutlich am effektivsten die Freude an seiner Rache vermieste, wenn ich ihn einfach ignorierte. Also hielt ich mir die Ohren zu und ertrug die Folter, bis er endlich losmusste. Zum Glück lagen unsere Wohnungen im obersten Stockwerk, und auf der Etage unter uns lebten nur fast taube Rentner, die von Sebastians und meinem Krach-Kleinkrieg mit Sicherheit nichts mitbekamen.

Der letzte Tag am Werther-Gymnasium rauschte nur so an mir vorbei. Die Schüler reagierten extrem bestürzt auf meine Eröffnung, dass ich ab dem nächsten Schuljahr an einer anderen Schule unterrichten würde. Was mich auf der einen Seite natürlich freute, aber auf der anderen Seite nur noch trauriger machte. Bei meinen Kleinen aus der Fünften fingen Carla und ihre Freundin sogar an zu weinen, sodass ich kurz davor war, ebenfalls loszuheulen.

Die 9d wollte eine Petition gegen meine Abordnung starten und plante schon die Transparente für eine Riesendemo. Nur mit Mühe konnte ich sie davon abhalten, gleich die Schulbehörde zu informieren.

Auch im Lehrerzimmer fiel mir der Abschied schwer. Mit Maike und Volker war ich zwar befreundet, daher würden wir uns weiterhin sehen. Aber nicht mehr mit ihnen zusammenzuarbeiten und nicht mehr täglich mit ihnen ablästern und lachen zu können, war eine schreckliche Vorstellung. Am Ende des Tages übergab ich meine Schlüssel, umarmte Maike und Volker und verließ schweren Herzens das Schulgelände. »Ich werde wiederkommen«, schwor ich mir, als ich am Tor noch mal stehen blieb und auf die altehrwürdigen Mauern schaute. Dann atmete ich tief durch, drehte mich um und machte mich auf den Weg zu meinen Eltern.

In der S-Bahn sprach ich mir innerlich Mut zu und wappnete mich für den anstehenden Besuch. Meine Eltern waren manchmal etwas … anstrengend. Okay, nicht nur manchmal, sondern immer. Und nicht nur etwas, sondern ziemlich. Sie waren beide Lehrer an dem Gymnasium, auf das auch ich bis zur zehnten Klasse gegangen war – eine Tatsache, die so manche Eltern-Kind-Beziehung hart auf die Probe stellen konnte. Meine Mutter unterrichtete Musik und Biologie, während mein Vater Kunst- und Englischlehrer war. Und die beiden lehrten diese Fächer nicht nur – sie lebten sie. Ihre eigenen Interessen hatten sie natürlich auch bei mir, ihrem einzigen Kind, von klein auf fördern wollen, und so waren sie regelmäßig mit mir in Museen gegangen, in Kunstausstellungen oder die Oper. Mit vier Jahren besuchte ich einen Malkurs, spielte Geige und Flöte und ab meinem fünften Geburtstag Klavier. Beim Klavierspielen war ich dann geblieben, und zwar mit so viel Ehrgeiz, Disziplin und teurem Unterricht bei den besten Lehrern, dass ich es bis zur Begabtenförderung am

Konservatorium geschafft hatte. Es war mein erklärtes Ziel gewesen, Pianistin zu werden, und dafür hatte ich gekämpft bis zum Umfallen. Am Ende hatte es dann allerdings nur für einen Job als Musiklehrerin gereicht.

Schon als Sechsjährige hatte meine Mutter mit mir Pflanzen im Wald bestimmt und mein Vater mich in einfache ›in English, please‹-Unterhaltungen verstrickt. Unsere Wohnung war vollgestopft mit Büchern gewesen, meine Eltern hatten mir vorgelesen und mich dazu ermuntert, mit ihnen über das Gelesene zu sprechen. So kam es, dass ich ein vielseitig interessiertes Kind und, na ja, wohl auch ziemlich wunderlich geworden war. Bis zu einem bestimmten Alter hatte ich gar nicht gemerkt, dass ich irgendwie anders war als die meisten anderen Kinder. Erst in der fünften Klasse war mir bewusst geworden, dass ich außer meinen Eltern und ein paar Freunden am Konservatorium niemanden hatte. Meine Schulkameraden hatten absolut nichts mit mir anfangen können – und das war noch harmlos ausgedrückt. Niemand von ihnen war auch nur ansatzweise an Robert Schumann, Korbblütlern oder van Goghs Gemälden interessiert gewesen, und über Christine Nöstlingers Romane hatte auch keiner mit mir sprechen wollen.

Als ich nach der zehnten Klasse an ein anderes Gymnasium gewechselt war und mit siebzehn mein Ziel, Pianistin zu werden, aufgegeben hatte, war es allmählich besser geworden. Es hatte zwar eine Weile gedauert, die Nerdigkeit aus mir rauszukriegen und mich anzupassen, doch ich hatte es geschafft. Heute, als Erwachsene, war mir klar, dass meine Eltern es damals nur gut gemeint hatten, dass sie mich fördern und zu einem vielseitig interessierten Menschen erziehen wollten. Dass ich dabei vieles verpasst hatte und im Grunde genommen sehr einsam gewesen war, war ihnen wohl nicht bewusst gewesen. Aber egal, heute war ich nicht mehr einsam und wunderlich, sondern normal. Und ich hatte Freunde.